

WILLIAM BOYD

DIE NEUEN
BEKENNTNISSE



ROMAN
KAMPA

kleinbrüstige Frau, deren Augen und Augenbrauen den meinen glichen. Auf den Porträts zeigte sie ein zurückhaltendes Lächeln, bei dem sie ein wenig krampfhaft den Mund verschlossen hielt. Warum sie das tat, offenbarte ein Schnappschuss, auf dem sie von einem Pony herab in die weit ausgebreiteten Arme meines Vaters sprang; ihr breites Lächeln enthüllte Lücken zwischen ihren kleinen weißen Zähnen. Es war seltsam, meinen Vater mit einer Frau zu sehen; sein Gesicht wirkte irgendwie Jahrzehnte jünger, seine Haltung war geschmeidiger und lockerer.

Donald erklärte, mein Vater habe ihn gebeten, Porträtaufnahmen von meiner Mutter zu machen. Sie hatten mehrere Sitzungen gehabt, wodurch sich die große Anzahl der Atelieraufnahmen erklärte (er sagte, er habe ein leer stehendes Schlafzimmer im Obergeschoss als behelfsmäßiges Atelier benutzt).

»Heißt das, dass sie hierhergekommen ist und in diesem Haus war?«

»Viele Male.«

Ich verspürte eine merkwürdige Spannung in meinem Rückgrat. Ich blickte mich um. Ich versuchte, mir meine Mutter in diesem Raum vorzustellen. Ich hatte ein komisches Gefühl. Ich wandte mich wieder dem Album zu. Die übrigen Bilder stammten von Ausflügen, die sie zu dritt als Freunde unternommen hatten. Es müssen insgesamt fünfzig bis sechzig Fotos gewesen sein. (Donald überließ mir das Album. Es wurde zu einem meiner best gehütetsten Schätze, und ich habe es all die Jahre hindurch bei allen Reisen und Schicksalsschlägen mit mir geführt, bis 1954, als mir ein Dieb den Koffer, in dem es steckte, aus meinem Hotelzimmer in Washington, D.C., stahl.)

»Ich habe das Album deinem Vater angeboten, nachdem sie ...«, sagte Donald. »Aber er hat es nicht ... Er sagte, er könne seinen Besitz nicht ertragen.« Er lächelte traurig.

Ich schaute ihn an und dachte: *Warum hast du ein Album voller Fotos von meiner Mutter gemacht und aufbewahrt? Warum? Und woher wusste ich damals, mit knapp dreizehn Jahren, an jenem dämmerigen Sommerabend in Barnton, dass Donald Verulam in meine Mutter verliebt gewesen war? Woran spürte ich das? Wie kommt es, dass Kinder solche Dinge intuitiv erkennen? Ich habe keine Ahnung. Ich darf Sie aber daran erinnern, dass ich kein gewöhnliches Kind war. Schon damals ging mein Geist ganz eigene Wege. Trotzdem kann ich nicht erklären, warum sich diese Schlussfolgerung*

mir so nachdrücklich aufdrängte, aber als ich dieses Album durchblätterte und diese hübsche, fremde junge Frau betrachtete, die mich am selben Tag, an dem sie gestorben war, geboren hatte, fühlte ich mich von einer neuen, befreienden Gewissheit durchdrungen. Ich hatte intuitiv etwas erkannt, ich war im Besitz meines ersten Erwachsenengeheimnisses. Ich hegte es und ließ es in mir wachsen, warm und köstlich.

Dank dieser Erkenntnis konnte ich damit fertigwerden, dass mein Vater sich merkwürdig kühl gegen mich verhielt, was mir mit zunehmendem Alter immer bewusster wurde. Nicht, dass er jemals unfreundlich oder hart gewesen wäre. Seine Haltung mir gegenüber war eher durch gereizte Verlegenheit als durch Abneigung bestimmt. Sein zweiter Sohn war aus seiner Sicht natürlich etwas klein geraten, aber er war gesund, umgänglich, höflich, das dicke schwarze Haar war jetzt ordentlich auf der linken Seite gescheitelt, das Gesicht – vor den anstehenden Verwüstungen der Pubertät – angenehm, offen, unverkennbar intelligent, und manchmal erinnerte es ihn quälend an seine tote Frau. Doch in seiner geistigen Entwicklung schien dieser Junge in einer Weise zurückgeblieben zu sein, die unüberwindlich war. Mit dreizehn konnte ich lesen und schreiben, wenn auch mit entsetzlichen orthografischen Fehlern, aber in den übrigen Fächern schien mir jeder wirkliche Fortschritt versagt zu bleiben. »Unbefriedigend«, »faul«, »widerspenstig«, »schlicht dumm« – so lauteten die Attribute in meinem Schulzeugnis. Mit einer Ausnahme: im Rechnen.

»Hier steht ›ausgezeichnet‹«, wandte sich mein Vater quer über den Esstisch an mich. »Warum?«

»Ich weiß es nicht. Mir fällt es eben leicht.«

»Aber warum fällt dir um Himmels willen das andere nicht leicht?«

»Ich weiß es nicht.«

»Latein: ›kein Fortschritt‹. Aufsatz: ›unbefriedigend, er gibt sich keine Mühe‹. Und dann steht da ›ausgezeichnet‹. Was soll ich davon halten?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sag nicht dauernd ›ich weiß es nicht‹, du Idiot!«

»Entschuldigung, aber ...«

»Du bist offensichtlich nicht dumm. Ein Dummkopf würde im Rechnen kein ›ausgezeichnet‹ erhalten.« Er schaute mich an. »Buchstabiere ›Simpleton‹.«

Oh, jetzt wollte er mich bestimmt reinlegen.

»C, i ...«

»Nein!« Die Augen zogen sich über seinem Backenbart zusammen. Er betrachtete mich mit einem Ausdruck, den ich nur als verzweifelt bezeichnen kann.

»Wenn du keine Fortschritte machst, John, muss ich durch entsprechende Maßnahmen dafür sorgen. Von einem Grünschnabel lasse ich mich nicht an der Nase herumführen.«

In den beiden letzten Jahren war mit wachsender Regelmäßigkeit von diesen »Maßnahmen« die Rede gewesen. Ich wusste nicht genau, was er damit meinte; ich befürchtete einen Privatlehrer oder eine Art Einpauker. Demütig, wie es sich für einen Sohn gehört, ließ ich meinen Kopf hängen und ging aus dem Zimmer. Ich war nicht so beunruhigt, wie es nach außen schien. Seit ich entdeckt hatte, dass Donald meine Mutter geliebt hatte, drängten sich mir Komplikationen anderer Art auf, die mich eher verstehen ließen, warum mein Vater so zornig und feindselig war. Wenn Donalds Liebe nun erwidert worden war? Was die Attraktivität anging, war zwischen den beiden Männern kein Vergleich. Ich drückte mein Geheimnis an mich wie eine Wärmflasche; es beschützte mich, es schuf eine Distanz zwischen mir und meinem Vater. Donald Verulam und Emmeline Todd – das kam mir ganz natürlich und glaubhaft vor.

Von Phantasien erfüllt, betrachtete ich mein Gesicht im Spiegel. Es waren die Augen und die Augenbrauen meiner Mutter. Ich glaubte, Andeutungen der hohen Stirn von Donald im Spiegel zu entdecken. Ich streckte meinen Hals und schluckte, um zu sehen, ob mein Adamsapfel wie seiner hüpfte. War da vielleicht etwas mehr gewesen?

Ich versuchte, weitere Informationen aus Oonagh herauszubekommen.
»Oonagh, hatte meine Mutter viele Freunde?«

»Ja, sicher. Sie war sehr beliebt. Alle mochten sie.«

»Wer genau?«

»Alle möglichen Leute, jeder. Die Familie – die Brüder, die Vettern und Cousinen. Sie war immer unterwegs, immer auf Besuch.«

»Hat mein Vater sie bei diesen Besuchen begleitet?«

»Du weißt ja, er ist ein vielbeschäftigter Mann.«

»Ich verstehe.«

Sie verriet nichts. Aber ihre Zurückhaltung bestärkte mich darin, dass sie mehr wusste oder ahnte.

Mein Vater war noch immer ein vielbeschäftigter Mann. Wegen seiner Arbeit im Krankenhaus war er fast die ganze Woche über kaum zu Hause. Oft ging er am Wochenende auf die Stationen und schaute nach seinen Patienten. Er führte ein Tagebuch, ein ärztliches Tagebuch, in das er jeden Abend seine Beobachtungen eintrug.

Er experimentierte ständig mit neuen Heilverfahren, und einzig diese Experimente stifteten ein Band zwischen uns. Das fing an, als ich ungefähr zehn war. Eines Abends kam er in mein Schlafzimmer.

»Johnny«, sagte er ein wenig gezwungen. »Möchtest du mir bei etwas helfen?«

Ich konnte kaum nein sagen.

»Würdest du mir an diesem Wochenende einen Gefallen tun? Du müsstest ausschließlich Äpfel essen und nichts als Wasser trinken ... Du bekommst dafür eine halbe Krone.«

Er erklärte mir, um was es ihm ging. Es beunruhigte ihn, dass so viele seiner Patienten nach der Operation starben. Er war überzeugt, dass sie durch eine reine Diät überleben würden. Worauf er hinauswollte, war eine »vollständige Reinigung des Organismus«. Für die damaligen Verhältnisse war das durchaus aner kennenswert. Es gab noch keine Sulfonamide, kein Penicillin und nicht unsere modernen Antibiotika, die Sterilisation steckte noch in den Anfängen, und spätere Generationen fänden seine Idee richtig. Aber er tappte noch völlig im Dunkeln.

»Verstehst du, Johnny, es liegt an der Sepsis, ich bin ganz sicher. Irgendwie müssen wir es schaffen, dass der Organismus rein bleibt.«

Ein kurz zurückliegender Fall hatte ihn sehr bedrückt. Es ging um ein kleines Mädchen, das sich den Finger an einem Rosendorn verletzt hatte. Der winzige Stich hatte sich entzündet, man hatte Breiumschläge aufgelegt, aber es half nichts. Als man sie zu meinem Vater brachte, war der Finger – der rechte Mittelfinger – von einer bösen Pflaumenfarbe und auf doppelten Umfang angeschwollen. Vater war ein Anhänger von Pasteur und Lister. Peinliche Sauberkeit war seine Parole. In einer entsprechenden Umgebung nahm er in den folgenden Wochen einige Eingriffe vor: Zunächst öffnete er den Finger mit einer Lanzette, öffnete ihn noch einmal, amputierte ihn, nahm dann dem Mädchen die Hand ab, schließlich den Arm bis zum Ellenbogen. Er überlegte, ob er ihr den Arm bis zur Schulter abnehmen

sollte, als sie starb.

»Und das alles, weil sie sich den Finger an einem Dorn gestochen hat. Einem winzigen Dorn ...« Während er mir das erzählte, lag in seinem Blick ein Ausdruck von hilflosem Unverständnis. Die Geschichte verletzte seinen Stolz, zeigte auf grausame Weise, dass er im Grunde ohnmächtig war, und ließ Zweifel an seinem Ruf als Therapeut aufkommen. Deshalb diese neue Besessenheit, bei der ich das Versuchskaninchen spielen sollte.

Zunächst willigte ich freudig ein. Nie zuvor hatte er ein so starkes Interesse an mir gezeigt. Das ganze Wochenende über aß ich Äpfel und trank Wasser. Mein Puls und mein Blutdruck wurden stündlich gemessen, mein Urin wurde analysiert, mein Stuhl untersucht.

»Wie fühlst du dich?«, fragte er am Sonntagabend.

»Gut.«

»Anders als sonst? Kann es sein, dass du dich ein klein bisschen besser fühlst als am Freitag?«

Ich schaute ihn an. Seine blassen, klaren blauen Augen. Papa, dachte ich bei mir, ich möchte dir helfen.

»Jaaaa«, sagte ich gedehnt. »Ich glaube, ich fühle mich ein klein bisschen besser.«

»Du bist ein lieber Junge. Hier hast du deine halbe Krone.«

Von da an bat er mich alle zwei oder drei Monate um Hilfe bei dem großen Experiment der Organismusreinigung. Es gab die Brot- und Milchdiät. Die Wurzelgemüsediat. Die Fleischdiät. Die Gesalzener-Fischdiät. In den Ferien machte ich eine einwöchige Reisauflaufdiät: Reisauflauf zum Frühstück, zum Mittag und zum Abendessen, was mir eine Guinee einbrachte.

»Wie fühlst du dich? Ein bisschen gestärkt?«

»Ich glaube ja ... Ich fühle mich – ein bisschen angeregt.«

»Großartig! Das hast du gut gemacht, Johnny, hier hast du ein Pfund.«

Während der Diät schlich ich mich regelmäßig davon, schlenderte hinunter zum Grassmarket und kaufte mir beim Bäcker ein paar klitschige süße Brötchen. Dabei hatte ich kein schlechtes Gewissen. Ich machte meinen Vater glücklich, und es lenkte ihn, wenn ich so sagen darf, für eine Zeit lang von meinem Fall ab. Heute tut es mir sehr leid um jene Patienten, die geschwächt von der Amputation auf der Isolierstation lagen und denen ich die zusätzliche Unannehmlichkeit aufbürdete, dreimal täglich gekochte